

JUGEND NR. 51

MÜNCHEN 1936
PREIS 60 PFENNIG



Mädchenkopf

Paul Rurek



Acker und Himmel

H. Mayrhofer-Passau

BRÜGGE 1917

VON CARL CONRAD

Kap Vizard war nicht mehr als ein schmaler Streifen Dampf über dem sehr bewegten Wasser, aber sobald ich es sah, dachte ich an Brügge, obgleich wir uns immer wieder den weißen Rauch gegeben hatten, erst hinter der Docks-Boots-Sperre an Brügge und solche Dinge zu denken. Ich glaubte das Foto in meiner Brusttasche unter dem Leder zu fühlen. Ich mußte es herausnehmen und ansehen. Johanna Forster hatte nicht diese betäubende Tracht mit der großen, weissen, steif gestärkten Haube, die ihrer Trägerin alles Menschliche nimmt; — sie war nur Hilfsschwester und trug einen weissen Kittel und eine sehr kleine, flache Haube mit einem roten Kreuz, die leicht und liebenswürdig auslief über ihrem schmalen Gesicht und dem schwarzen Haar. — Ich hörte eine Stimme hinter mir: „Bei manchem Sturm in mancher Not, hab immer nur an dich gedacht.“ — Ich drehte mich um, es war der Kommandant. Unwillkürlich hatte ich eine Bewegung gemacht, das Bild in den Ärmel zu schieben. „Ist sie so schön?“ fragte von Barding lächelnd.

„Ich — ich weiß nicht“, flötete ich und zog das Foto wieder aus dem Ärmel heraus. Von Barding betrachtete es.

„Danke“, sagte er und gab es mir zurück. „Arme Kleine“.

„Wie so?“

Er sah nach Kap Vizard hinüber. Die Motoren liefen mit voller Kraft.

„Nun — Sie wissen doch.“ — Er pfiff den Anfang eines Liedes, das wie alle klangen. Es war dieses „Donna auf vierzehn Tage“, weil wir immer drei Wochen auf See waren und dann vierzehn Tage in Brügge, und da die flämischen Mädchen aus der Zigarettenfabrik, mit denen die Matrosen abends im „Edorado“ und „Kalkofen“ und „Weissen Bär“ tanzten, alle sehr gleichmäßig nett ausliefen, weiß ich nicht, ob man es besonders genau damit nahm, immer das Mädchen wiederzufinden, das man vor drei Wochen verließ. Aber es hatte mich wie ein Bild getroffen, daß Johanna mit diesen Dingen in Verbindung gebracht wurde, obgleich es nur sehr andeutungsweise geschah und von Barding wahrscheinlich gar nicht weiter darüber nachgedacht hatte. Er hörte auf mit Pfeifen.

„Nun, was ist denn los mit Ihnen? Sind Sie beleidigt? Ist es Ihre Frau?“

„Nein nicht — aber ich hoffe, daß sie es eines Tages sein wird.“

Er sah wieder nach Kap Vizard hinüber.

„Wissen Sie, wie viele von unseren Booten nicht zurückkommen, — prozentual?“ — Ich wußte es.

„Näher wollen Sie, daß dieses junge, frische, nette Mädchen eines Tages einen schweren Verlust hat — und sich halb zu Tode gramt dieses Verlustes wegen, und sich einbildet, das sei alles gewesen, was sie überhaupt zu verlieren hat — und das ganze Unglück zu vermeiden gewesen wäre, wenn —“ Er zögerte. — „wenn sie das, was sie verliert, gar nicht erst besitzen hätte?“

Ich sah ihn an. Er schien sehr erregt. Es wunderte mich, ihn so reden zu hören, — ich wußte, vor drei Wochen war er, während wir in Brügge lagen, einige Tage in der Heimat gewesen, um zu heiraten.

„Deshalb — sehen Sie — bereue ich es furchtbar“, sagte er, als habe er auf irgendeine mystische Weise gefühlt, was ich dachte. — „Ich hatte mitunter die Vermutung, daß er auch von Übersalzmangel nicht zurückbleibe, wenn es galt, das strenge Bild, das er sich von der Dedmann dieser Welt gemacht hatte, zu bewahren. Er war noch sehr jung, und alles in seinem Leben war bis dahin glatt gegangen —“

Dann gab es die Rauchfabrik eines Zerstörers in Nord-Nord-West, und sie wurde größer von Sekunde zu Sekunde. Fast gleichzeitig setzte unser Backbordmotor aus. Von Barding gab Befehl zum Schnelltauchen, in ungefähr fünfzig Meter Tiefe fanden wir Grund und segten das Boot auf, aber sie warfen mit Wasserbomben nach uns, und das Wasser wurde unruhig und schaukelte uns hin und her, und dann, ich war gerade dabei, nach dem defekten Backbordmotor zu sehen, rutschten wir kopfüber ab auf einbunderlacht. Es gab eine offizielle Bestimmung des Reichsmarineministers, nicht tiefer als sechzig zu tauchen, und tatsächlich preßte sich das Wasser schon zwischen den Netzen herein, aber

wir kamen doch glücklich hoch und fuhren eine ganze Zeit und ließen zuletzt das Periscope heraus, nun alles hell über dem Meer, Scheinwerfer, sie mußten Verärgerung betriebsgemäß haben, und da wir sie nicht los werden konnten, verfluchten wir, unterhalb der Stahlringe durch die Sperre zu kommen. Nicht, daß wir gerade mit der Schraube hineingeraten wären; wir hörten es schon vorher. Es war das „Salzgurber Glockenspiel“, — hohle Klangtöne, an denen die Netze hingen, schlugen von außen gegen die Bordwände, und das machte ein schauerliches Geklingel. Wir hingen fest.

Ich hatte Befehl, im Maschinenraum zu bleiben. In den ersten zwei Stunden war nichts zu tun, weil wir nicht wußten, ob sie uns noch verfolgten. Sie hätten dann gesehen, wie das Netz sich bewegte, und mit ihren Wasserflugeln festgestellt, wo wir hingen, und uns mit Bomben erledigt. Aber nach zwei Stunden gab von Barding Befehl, mit Verflusht hochzugehen, und dann stoppen, und immer noch Glockenspiel, und die Steuerbordschraube fest im Netz, und absacken lassen, die Schraube wieder los, und alle Kraft voraus, und alle Kraft zurück, das über vier Stunden, die Leute zum Unfallen kaputt, und die Lust schon fast verbraucht und voll Schwefelsäureduft von den Akkumulatoren, zuletzt kein Strom mehr da und die Backbordschraube fest und jedermann überregt, es war vorbei, — die ganze Zeit über hatte ich von Bardings Stimme in Sprachrohr gehört, klar, dunkel, sehr ruhig, — jetzt war sie still. Und dann hörte ich sie wieder in der Stille, fern, und offenbar nicht für mich bestimmt. Ich wußte, es war niemand im Turm, zu dem er hätte sprechen können, und es hörte sich auch gar nicht so an, als ob er zu jemand spräche, der bei ihm im Turm sein könnte. „Verlaß dich darauf, ich komme“, sagte die Stimme, leise, Wort für Wort, sanftlich, und ich stellte mir vor, wie der Kommandant an seinem Kartentisch saß, unter der Lampe, zurückgelehnt, und sein Blick ging über die Karte hinweg, während seine Lippen sich bewegten. Sofort, aus irgendeiner Gedankenverbindung, dachte ich an Johanna. Meine Knie zitterten. —

Tatsächlich hatten die Akkumulatoren sich ein bißchen erholt, — jetzt kamen wir beim zweiten Versuch los. Acht Stunden später waren wir in Brügge.

Es regnete. Die Dedmann sah auf der Diele neben der offenen Tür und sah schläfrig zu uns herüber, wie wir durch den Regen kamen. Der Matrosenposten salutierte, von Barding drehte sich nach mir um.

„Ich denke, auch Sie legen sich sofort zur Ruhe“, sagte er.

„Ich weiß nicht“, sagte ich, „vielleicht mache ich vorher noch einen Besuch.“

Er sagte nichts. Sein Gesicht lief plötzlich dunkel an. Er wandte sich von mir ab. Die Dedmann hatte ein Telegramm für ihn. Ich sah, wie er es aufschloß, und wollte gehen, aber er hielt mich zurück, indem er mir seine breite, schwere Hand mit zürnendem Druck auf den Arm legte. „Sie haben recht“, sagte er, und ich erstarrte über den merkwürdigen, gepreßten Klang seiner Stimme. „Ruhe — ist auch eine Art von — Tod — nicht wahr? Man — löst sich so ab von allem und — beschäftigt sich zu viel mit sich selbst — glaube ich. Vor zwei Minuten glaubte ich noch das Gegenteil.“ — Er befohl der Dedmann, sofort seine Koffer packen zu lassen. „Ich fahre noch heute“, sagte er. —

Ich wollte mich umkleiden und zu Johanna gehen, aber dann mußte ich mich doch für eine Stunde hinlegen. Ich fühlte mich furchtlich erledigt und hörte draußen den Regen fallen und mit kleinen Wellen gegen das Fenster schlagen, und dann, mit einem Gefühl von Schmachthäufigkeit, fiel ich in Schlaf. Als ich wach wurde, war er sehr hell und ich wußte nicht, wie lange ich geschlafen und was für ein Tag es war, aber Johanna stand an meinem Bett und sah auf mich herab, mit ihrem kleinen Vächeln, das stets einen leichten Schatten von Bedrängnis hatte, und das ich liebte an ihr. Es war ein Teil des seltsamen Schleichers, der zwischen ihr und allen Dingen dieser Welt ausgespannt schien, sie trennte von allem auf eine sanfte, unmerkliche Art, so daß sie in ihrem Geheimnis lebte wie auf einer Insel, und oft glaubte ich in ihren Augen einen

Abgang von Unendlichkeit zu sein, — Unendlichkeit der Sehnsucht und der Phantasie, die eine Welt war für sich, ihre Welt, unberührbar und unzugänglich. —

Sie beugte sich über mich. Als wir uns küßten, war mir ein bißchen schwindlig. Ich legte meinen Arm um ihre Schulter, aber sie machte sich los und ging zum Fenster. Sie öffnete es, ließ ich die Sonne, aber der Regen konnte nicht lange ausgehoben haben, denn die Bäume und der Regen waren noch naß von ihm, und es war ein sehr heißer Tag, die Sonne blank und klar, wie oft nach Regen, und über dem Garten ein feiner Rauch von verdunstender Feuchtigkeit.

„Bitte, denk nicht, es ist, weil ich dich nicht liebe“, sagte Johanna, „aber ich kann einfach nicht. Es tut mir so leid für dich. Du hast wenig Freude von mir. Es ist eine ganz andere Sache, und — ich komme nicht darüber hinweg.“

Da sie nicht weiter davon sprach, wollte ich nicht fragen. Ich hatte mir das Wiedersehen anders vorgestellt. Aber ich bemühte mich, mir nichts merken zu lassen, und es wurden trotz allem schöne, angenehme Tage, mit Ausflügen ins Meer, nach Hryst, Zerbüdge und Blanken-bergh, und immer in der freien, reinen Luft, und bei den Mahlzeiten reichgedeckte Tische, und Zeitungen lesen, und immer wieder Ausflüge ans Meer.

Am einen Abend gegen Ende der zweiten Woche traf ich den Kommandanten vor dem „Elorado“, Gesang und Lärm waren laut und alle Fenster gleichzeit. Die Schatten der Tanzenden dahinter bewegt, und von Barding klang vor dem Gebüde auf und ab und sah nach den Fenstern. Er mußte erst an diesem Abend zurückgekommen sein.

„Ich sehe zu, wie das Leben weitergeht“, sagte er, „und wie es — einfach nicht umzubringen ist.“ Sein spitzer kleiner Bart, vom Wind bewegt, leuchtete hell wie eine Flamme unter dem dunklen Gesicht. — Ich war auf dem Weg zum Lazarett, Johanna abzuholen, aber dann sah ich sie schon durch den Fächerscheit herankommen.

„Es freut mich, Sie kennenzulernen“, sagte von Barding, „unser braver Robert treibt an Bord einen Kult mit ihrem Bild, — zufällig sah ich's einmal.“ Johanna lachte, ich auch.

„Sie waren in der Heimat“, sagte ich, „wie geht es Ihrer Frau?“

„Sie ist tot. Vorgestern — war die Beerdigung.“

Johanna und ich starrten uns an, der Kommandant stieß sich mit der Hand übers Gesicht. „Bitte, entschuldigen Sie mich“, sagte er, „ich habe zu tun. Übermorgen geht mir in See.“

Ich sah ihn nach, wie er durch das Licht vom „Elorado“ davonging, sehr aufrecht, in unbegleiteter Haltung.

Wir gingen ein Stück den Kanal entlang nach Norden, dann kehrten wir um und saßen noch eine ganze Zeit am „Rondo“. Es fiel uns schwer, über irgend etwas zu sprechen. — Auch am letzten Abend gingen wir den Kanal entlang, durch das hohe, zähe Gras auf dem Damm, und schließlich wollte ich zu dem kleinen Gehölz hinüber, das jenseits des Damms und der Telegraphenleitung war. „Bitte, bleiben wir hier“, sagte Johanna. Sie suchte zusammen. Ich sah zum Kanal hinüber, es stand da jemand, starrte und dunkel gegen das helle Wasser. An der Breite der Schultern und dem hellen Glanz des Haares erkannte ich, daß es von Barding war. Er stand reglos und sah auf das Wasser.

„Gut, mein Junge“, sagte Johanna leise, „gehen wir in den Wald.“

Dem „Elorado“ herüber hörten wir das Orchester und dann den Gesang der Mädchen. Es war kein sehr anständiges Lied, es handelte vom häßlichen Blut und gewissen Fähigkeiten der Deutschen. Die damals mit uns in Brügge waren, kennen es, und die Abweigen brauchen es nicht zu kennen. Jedensfalls war es Gesang.

Ich nahm Johannas beide Hände. Eine ganze Zeit bemerkte sie es nicht, aber dann, als sie es bemerkte, schien es ihr plötzlich unermüßlich.

„Bitte, laß mich los.“

Ich glaubte noch, es sei Eher, und hielt ihre Hände fester.

„Robert, bitte, laß los! Bitte, sofort!“ Sie versuchte, sich loszureißen. Sie begann zu zittern. Ich ließ sie los.

„D, es ist nichts“, sagte sie, „bitte laß es nicht gewesen sein. Halte mich nur fest, wenn du willst.“

Sie begann zu weinen, und ich konnte sie nicht mehr beruhigen. Das war der letzte Abend. Gegen zwei Uhr nachts gingen wir in See. —

Jedem etwas mußte sie quälen, und ich hatte den Eindruck, sie könnte

es nicht mehr lange ertragen. Abgesehen erzählte man sich an Bord, die junge Frau des Kommandanten lie nicht auf natürliche Weise gestorben, sie habe sich selbst das Leben genommen. — Ich bemühte mich, an nichts zu denken als an das Boot und an das, was ich in ihm zu tun hatte. Aber wir kamen nicht einmal bis zur Spitze, der Backbordmotor war wieder defekt und fiel endgültig aus. So hatten wir keine Aussicht, irgend etwas zu erreichen, und von Barding mußte sich entschließen, umzukehren.

Ich ging sofort zum Lazarett hinüber. Johannas Freundin, Schwester Gertrud, war im Garten bei den Egestüßeln. „Schnell, schnell!“ rief sie mir zu, „gehen Sie hinauf, bevor es zu spät ist!“ Ich froh, während ich die Treppe hinaufstieg und durch die langen, kahlen, reichgestülpten Korridore. Zu einem von ihnen sah ich Johanna, gegen die Wand gelehnt, und ihr Gesicht zeigte wie die Wand. „Beschleunigen Sie doch“, sagte ich, „ich bin kein Geistes. Wir hatten einen Motordefekt.“

„Gibst du?“ sagte sie und hob die Hände, „so hatte er mich an den Händen, und flachte mich an, und zog mich näher, mitten im Hohen Bein, meinen Vater hatten die Frontkavallerie schon wieder abgeschossen — der Krieg hatte uns in Spa überfallen und wir waren auf der Flucht — nun weißt du alles — nun tu mit mir, was du willst.“

„Liebling — warum quälst du dich so? Jedem von uns hat der Krieg irgend etwas getan. Und irgend etwas gestiftet. Ich werde dich einfach nicht mehr bei den Händen halten, aber das soll mich nicht hindern, sie zu —“

Ich küßte sie da, wo die Gelenke sind.

„Es ist gut, daß du gekommen bist. Ich dachte, ich könnte das Leben einfach nicht mehr ertragen. Ich hätte die früher alles erzählen sollen. Aber ich hatte Angst, dich zu verlieren. Dann dachte ich, daß ich, wenn ich nichts sagte, und so war, wie ich war, dich auch verlieren würde. Und da war alles aus mit mir. Es war ein Verbrechen, dich — so — gehen zu lassen. Ich habe dir sehr Unrecht getan, Robert. Bitte, verzeih.“

Am Abend dieses Tages, im „Rondo“, setzte sich von Barding an unseren Tisch. Aus irgendeinem Grunde schien er es zu vermeiden, Johanna anzusehen. „Ein — wie sagen doch die Psychologen — eine sittliche Forderung“ durch Demos aufzustellen — o ja, ich war so überspannt. Der Gedanke — sie zu verlieren — war mir furchtbar. Da dachte ich das Ganze einfach um. Nichts als Egoismus. So weit kann man kommen. Ja.“

Eine Welt mußte für ihn zusammengebrochen sein. Und nun, nach dem Zusammenbruch, eine ungeheure, sanfte stillte, eine fast überirdische Klarheit. So war der Klang seiner Stimme und der Ausdruck seines schmalen, harten Gesichtes. — Er richtete sich auf und sah zu Johanna hinüber.

Sie trug an diesem Abend einen großen, weissen Sonnenhut, dessen Rand ihre Haare verdeckte, so daß man nur den unteren Teil des Gesichtes sah, die leichte und sehr angenehme Rundung ihres Kinns, den Mund, der vielleicht etwas zu breit war, aber wunderbar geformt. Sie lächelte, die Lippen spannten sich leicht und straff über die weissen, matt glänzenden Zähne.

„Das Leben —“ sagte von Barding, „ja, meine liebe gnädige Frau, ich muß Ihnen beichten, was ich damals zu Robert sagte, als ich im Boot Ihre Photo sah.“ Ich wollte verhindern, daß er sich auf solche Weise demütigte, aber es gelang mir nicht. Möglicherweise erleichterte es ihn. Also er alles erzählt hatte, erhob er sich.

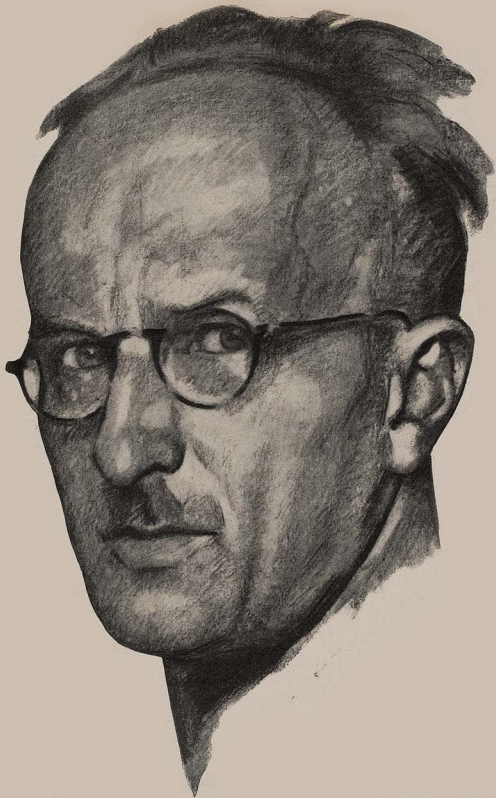
„In etwa vier Tagen geht es wieder in See“, sagte er, „in geheimer Mission. Eine gefährliche Aufgabe, aber auch eine — na ja. — Und ich hoffe, Sie.“ — Er sah Johanna und dann mich sehr scharf und aufmerksam an, sehr beschwerend. — Sie werden sich des Lebens — streuen — in diesen Tagen — sie vergehen so schnell.“

Er beugte sich sehr tief, als er Johannas Hand küßte.

Wir haben ihn noch, wie er zwischen den Tischen hindurch ging und zum Ausgang. —

Wir hatten dunkle, warme Nächte, und sehr still, die Scheinwerfer glitten über den Himmel, und wir hörten unten vor der alten Villa, in der ich wohnte, die Posten auf und nieder gehn und das leise Klirren ihrer Seitengewehre.

„Mein Gott, Johanna“, sagte ich, „diese Tage kommen niemals wieder. Ich weiß genau, sie kommen niemals wieder, und so glücklich



Porträt

Ernst Liebermann



Der Einödhof

Adolf Bürger

werden wie niemals mehr sein. So in Gefahr, und Abenteuer, und soviel Liebe, Mut, Treue, Ausdauer überall, und viel stärker und wahrer in der Ungewissheit und Gefahr. Und dann doch immer zu wissen, daß wir mit alledem teilhaben an der ungeheuren Anstrengung, mit der Deutschland noch einmal versucht, die Umklammerung der ganzen Welt zu durchbrechen."

"Wann geht ihr in See?"

"Übermorgen. — Johanna, das muß ich dir noch sagen, du kannst immer ganz ruhig sein; wenn mich mein — mein Leben nicht verläßt, dann werde —"

"— dann wirst auch du mich nicht verlassen. Ja, ich weiß, ich weiß. Schon gut, mein Junge."

"Du sagst das ja. Es ist die Wahrheit."

"Robert, — es gibt jetzt so viele andere Dinge, auf die es ankommt für einen Mann. Denk nicht zu viel an mich."

"Ich werde immer an dich denken."

"In dem gleitenden Licht eines Scheinwerfers sah ich, daß sie lächelte."

"O ja", sagte sie.

An diesem Abend hörte man die Musik vom „El Dorado" nur leise, denn der Wind kam vom Meer.

SCHNEE

Von A. P. Tschonow

Das Pferdchen trauete vor dem Schlitten hurtig im Schnee. Auf dem Bock saß der Fiskler Juan Juwanitsch. Er führte Banka ins Spital, sein Weib, das er während ihrer ganzen vierzigjährigen Ehe hungern und entbehren ließ und ab und zu sogar auch verprügelt hatte.

Juwanitsch liebte sehr den Brantwein, und er hatte auch heute bereits einige Gläschen hinter die Binde gegossen. Er redete halb zu sich, halb zu der Frau, die unbeweglich und wortlos in dem Schlitten lag.

"Nur Geduld, Alte! Im Spital wirst wieder alles gut werden. Der Arzt ist ein sehr tüch-

tiger Mann, er wird dir helfen. Zuerst wird er mich wohl ansprechen: Du Trunkenbold warum bist du nicht früher gekommen! Wie ordinieren wir am Vormittag. Komme morgen wieder! Aber ich werde ihn antworten: Gnädiger Herr, helfen Sie meinem Weib! Ich bin schon am frühen Morgen vom Hause weggefahren,



Dorfstraße

Sinterhaut

aber wegen des Schneesturmes sind wir nur langsam vorwärts gekommen.' Der Doktor wird ein ägerliches Gesicht machen; ich aber werde vor ihn hinstreiten und seine Knie umfassen ... Oh, guter Herr Doktor! Machen Sie mein Weib gesund. Ich werde Ihnen dafür ewig dankbar sein.' Aber der Arzt zankt weiter mit mir: 'Hättest du dein Weib besser behandelt, du Trunkenbold! Du würdest Schläge verdienen!' — 'Sie haben wahrlich recht, gnädiger Herr Doktor. Eien Sie aber trotzdem barmherzig. Wenn meine Wanka gesund wird, rühre ich keinen Brantwein mehr an. Und ich werde mich ganz der Arbeit widmen. Ich werde dem gnädigen Herrn gang umsonst einen kleinen Kasten aus feinstem Rosenholz anfertigen.' Daraufhin wird der Doktor lachen. 'Nun gut! Wie werden sehen, was sich tun läßt...' Siehst du, Alie, so muß man mit den feinen Herrschaften sprechen. Höflich und untertänig ... Wie sollen wir den Weg nicht verfehlen. Die Schneeflocken werden immer dichter, man sieht kaum schon Schritte weit.'

So redete Jovan Jovanitsch vor sich hin. In seinem Hin, das an Denken nicht gewöhnt war, wirkten verschiedene Gedanken durcheinander. Das Unglück hatte ihn jäh ereilt.

Wie ruhig war sein Leben bisher gewesen, alles ging seinen gewohnten Lauf. Er trank seinen Brantwein, arbeitete, wenn er Lust dazu hatte, und schlug aus Langlewille sein Weib ...

Wankas plötzliche Erkrankung brachte ihn aber aus dem gewohnten Gleis, sie löste sogar Härlichkeit in dem Mann aus. Der eigentümliche Blick seines Weibes war ihn gestern Abend sofort aufgefallen. Ohne langes Zögern ließ er sich vom Nachbar ein Pferd aus und führte nun sein Weib nach der Stadt ins Spital.

'Wanka', sprach er wieder, 'wenn dich der Arzt fragen sollte, ob ich dich geschlagen habe, so antworte darauf: Nein!' Ich habe dich nie aus Boswilligkeit geschlagen. Ich werde dich auch nie mehr verchauen, das schwöre ich bei allen Heiligen, — ich bin um dich besorgt. Andere würden dich dabei gelassen, ich aber führe dich in die Stadt. Schau, wie die Schneeflocken durcheinanderwirbeln. Ich soll nur nicht etwa den Weg verfehlen!' — Schmerzt dich die Erde noch so sehr?

Jovanitsch blickte zurück.

'Komisch', dachte er bei sich, 'wie auf ihrem Gesicht der Schnee liegen bleibt. Auf meiner Nase schmilzt er gleich.'

Der Tischler wunderte sich über die Beobachtung wohl sehr, er wollte aber darüber nicht weiter nachdenken.

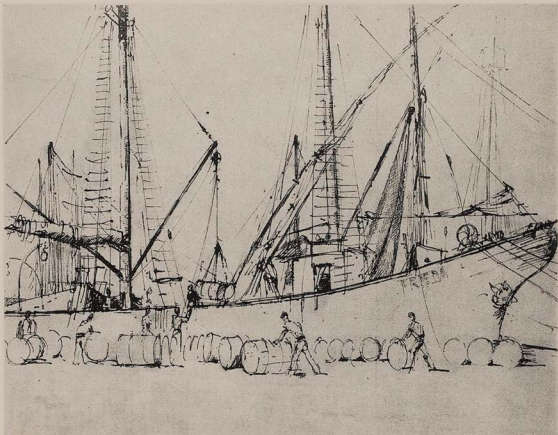
'Du bist dumm', sagte er fort. 'Ich spreche so besorgt zu dir und du gibst mir gar keine Antwort!'

Jovanitsch grübelte traurig nach. Eine volle Stunde saß er wertlos da. Endlich, um die bedrückende Ungewissheit loszuwerden, griff er zurück nach der Hand seines Weibes. Die Hand war eiskalt und steif.

Dem Tischler traten Tränen in die Augen. Jetzt, wo er sich besinnen wollte, starb ihm das Weib ... 'Nun steigt sie mit der Überzeugung ins Grab, daß ich ein unverbesserlicher Trunkenbold gewesen bin ... Ein paar Jahre hätte sie noch leben sollen! Ich hätte sie gehegt und gepflegt.'

'Wohin fahre ich denn da?' unterbrach er sein Grübeln. 'Was habe ich noch in der Stadt zu suchen? Geholfen kann da schon nicht mehr werden, jetzt bleibt nur mehr die Beerdigung übrig.'

Er zog die Jügel an und köhlte mit dem Schlitzen um. Der Sturm wurde immer heftiger und schlug ihm die Flocke der jungen Tannen ins Gesicht. Es begann zu dämmern.



Im Hafen

Gunter Böhmer

In dem Schlitten hinter dem Tischler klopfte etwas. Iwanitsch wußte sehr wohl, daß der leblose Kopf seines Weibes an die Kante des Schlittens anschlägt. In seiner Angst trieb er das Pferd zu noch größerer Eile an.

Plötzlich entsanten die Zügel seiner Hand. Er griff nach ihnen, aber seine Hände waren steif und müde. „Das Pferd wird schon von selbst nach Hause finden“, dachte Iwanitsch.

Seine Augen schlossen sich. Er lehnte sich müde zurück und — schlief ein...

Auf einen Stoß wachte er plötzlich auf. Der Schlitten blieb stehen. Im dampfalgelenden Schnee erhob sich etwas Dunkles, Hohes vor ihm. Ein Stall oder eine Hütte? Iwanitsch wollte sich erheben, wollte es betrachten, aber die Müdigkeit drückte ihn nieder...

Als er erwachte, sah er sich in einem großen Saal, dessen Wände weiß getüncht waren.

Die Sonne schien zum Fenster herein, gerade auf das Bett, in dem der Tischler lag. Auch in den übrigen Betten befanden sich Leute.

„Man müßte eine Messe lesen... ich werde den Herr Pfarrer bitten“, sagte Iwanitsch.

„Schöne dich, liege ganz ruhig“, sprach eine gütige Stimme zu ihm.

Es war der Arzt.

„Lieber Herr Doktor!“ rief der Tischler aus. „Sie sind also hier?“

Er wollte aufspringen, vermochte es aber nicht.

„Gnädiger Herr, ich fühle meine Hände und Füße gar nicht!“

„Du hast schon keine mehr. Sie sind die abgefroren... Na, weine nur nicht! Du hast ein hohes Alter erreicht, danke dem lieben Gott dafür!“

„D, Herr Doktor! Nur noch einige Jahre möchte ich leben... Ich muß meinem Nachbarn das Pferd zurückgeben, muß mein Weib begraben... Erbaren Sie sich! Ich werde Ihnen einen kleinen Kasten aus dem feinsten Holz anfertigen und Billardkugeln, gnädiger Herr Doktor...“

Der Arzt winkte mit der Hand und verließ den Saal. Die Augen des Tischlers, des verfallenen Wackes, vergaßen sich... Der Mann hatte sich im Schnee verirrt, genau so wie im Leben...

Kritik

„Nun, wie war es in der Sommerfeste?“

„Es ging! An der Gegend konnte man sich nicht sattsehen und in den Gasthäusern nicht jastessen!“

Beim Heiratsvermittler

„Bei dem froglischen Herren handelt es sich doch hoffentlich um einen Ehrenmann!“

„Aber freilich!“

„Ist er blond?“

„Nein — es ist ein dunkler Ehrenmann!“

Summen

„Wie geht es dir denn, Peter?“

„Nicht besonders. Ich habe dauernd Summen in die Ohren!“

„Ach wie hoch sind denn die Summen?“

Wie das klingt

„Gräulein Edmeyer, was suchen Sie denn unter dem Schenkbüsch?“

„Herr Direktor, mir ist das Löffblatt heruntergeflüzt!“

SÄGESPÄNE

Von Fred Endrikat

Wenn man als Kind vor einem Spielzeugladen stand
und sah im Schaufenster die herrlich bunte Pracht,
wie hat vor Sehnsucht da das kleine Herz gebrannt.
Das Kinderauge hat geleuchtet und gelacht.
Ja, das möchte ich so gerne haben,
Und auch das da ist so wunderschön.
Das Püppchen und den blonden Knaben,
den Teddybär mit aufzudrehn,
und das — und das — und noch viel mehr.
Wenn man dann hat — ja was ist dann nachher?
Erst freut man sich beinahe bis zu Tränen.
Und was ist dann?
Dann polkt man dran —
und steht vor lauter, lauter Sägespänen.
So ist nun mal das kindliche Gemüt,
es braucht ein bißchen Hoffen und ein Sehnen.
Wenn man das Spielzeug durch ein Schaufenster besieht,
dann merkt man nichts von all den Sägespänen.

So lang man klein ist sind die Wünsche auch ganz klein,
dann wird man größer und will immer mehr und mehr.
Man möchte gern irgend etwas von Bedeutung sein,
vergessen sind die Puppen und der Teddybär.
Man möchte gern etwas groß erleben,
man möchte gern etwas Tolles sehen.
Man möchte den höchsten Ruhm erstreben,
umjubelt vor der Menge stehn,
und Geld und Rang und noch viel mehr.
Wenn mans dann hat — ja was ist dann nachher?
Erst freut man sich, — erreicht ist all das Schöne.
Und was ist dann?
Man schaut es an, —.
Erfüllte Wünsche sind meist Sägespäne.
So ist und bleibt nun mal das alte Lied,
der Mensch braucht Hoffnung und ein kleines bißchen Sehnen.
Wenn man das Leben durch das Schaufenster besieht,
freut man sich an den bunten Sägespänen.



Melonenverkäufer

G. Pevetz



Skizze

Buhe

Ein Sixpencestück

Von Katherine Mansfield

Kinder sind unberechenbare kleine Geschöpfe. Warum sollte ein kleines Junge wie Dicky, der in der Regel artig war wie Gold, empfindsam, feinfühlig, folgsam und erschlauht vernünftig für sein Alter, manchmal Launen haben, in denen er ohne die leiseste vorausgehende Warnung plötzlich „vollwütig“ wurde, wie seine Schwestern es nannten, und nichts mit ihm anzufangen war?

Es hatte beim Tee angefangen. Während Dicks Mutter und Mrs. Spears, die den Nachmittag bei ihr verbrachte, ruhig über ihren Handarbeiten im Wohnzimmer saßen, hatte sich, laut Bericht des Dienstmädchens, folgendes am Frühstückstisch ereignet. Sie aßen ihr erstes Butterbrot so brav und artig wie man sich nur wünschen konnte, und das Mädchen hatte gerade Milch und Wasser aufgegossen, als Dicky plötzlich den Brotsteller ergriß, ihn sich umgehängt auf den Kopf stülpte und das Brotmesser wie einen Esel peßelierte. „Schaut mich an!“ rief er. Seine verblüfften Schwestern rissen die Augen auf, und ehe das Dienstmädchen hatte zugreifen können, geriet der Brotsteller ins Wanken,

tutschte, fiel und zerbrach in Scherben. In diesem fürchterlichen Augenblick erhoben die kleinen Mädchen ihre Stimmen und schrien in den höchsten Tönen: „Mutter, komm und schau, was er getan hat! Dicky hat einen großen Teller zerbrochen. Komm und verbiet's ihm, Mutter.“

Man kann sich vorstellen, wie die Mutter angefahren kam. Aber sie kam zu spät. Dicky war von seinem Stuhl heruntergerutscht, durch die Fensterlättel auf die Veranda hinausgerannt — und da stand sie jetzt und streifte hilflos ihren Fingershut an und ab. Was konnte sie tun? Sie konnte dem Kind nicht nachlaufen. Es war mehr als peinlich, es war zum Verzweifeln. Besonders da Mrs. Spears, ausgerechnet Mrs. Spears, deren zwei Jüngens so musterhaft waren, auf sie in Wohnzimmer wartete.

„Ehcn gut, Dicky“, rief sie. „Du wirst deine Strafe schon noch bekommen.“

„Ich habe keine Angst!“ kam die kleine helle Stimme und ein Klängen des Lachens. Das Kind war ganz außer Rand und Band...

„Oh, Mrs. Spears, ich weiß garnicht, wie ich mich entschuldigen soll, daß ich Sie so allein gelassen habe.“

„Bitte, bitte, Mrs. Bendall“, sagte Mrs. Spears mit ihrer sanften, zuckrigen Stimme und zog dabei auf die ihr eigene Art die Augenbrauen hoch. Sie schien in sich hinein zu lächeln, während sie einen Saum nähte. „Diese kleinen Zwischenfälle kommen von Zeit zu Zeit vor. Ich hoffe nur, es war nichts Ernstes.“

„Es war wegen Dicky“, sagte Mrs. Bendall und suchte ziemlich hilflos nach ihrer einzigen dünnen Nadel. Und sie erklärte Mrs. Spears die ganze Geschichte. „Das Schlimmste daran ist, daß ich nicht weiß, wie ich ihn anpacken soll. Nichts scheint, wenn er in dieser Stimmung ist, die leiseste Wirkung auf ihn zu haben.“

Mrs. Spears öffnete ihre blauen Augen. „Auch nicht eine Tracht Prügel?“ sagte sie.

Aber Mrs. Bendall, die ihre Nadel einfädelt, verzog den Mund. „Wir haben die Kinder nie geschlagen“, sagte sie. „Die Mädchen haben es nie gebraucht. Und Dicky ist noch so ein Kind, und der einzige Junge...“

„Nun, meine Liebe“, sagte Mrs. Spears und legte ihr Nähzeug weg. „Dann wundere ich mich nicht, daß Dicky diese kleinen Anfälle hat. Sie verüben mir es nicht, wenn ich das sage? Aber ich bin sicher, Sie machen einen großen Fehler, daß Sie die Kinder ohne Schläge zu erziehen versuchen. Nichts kann das wirklich erlösen. Ich versuche es auch erst mit sanfteren Mitteln.“ — Mrs. Spears zog mit einem kleinen Fischlaute den Atem ein — „aber nein, glauben Sie mir, es gibt nichts Besseres, als sie gelegentlich ihrem Vater auszuhändigen.“

„Ihrem Vater?“ fragte Mrs. Bendall. „Also hauen Sie sie nicht selbst?“

„Nein!“ Mrs. Spears schien ganz empört ob der Zumutung. „Ich glaube nicht, daß es die Aufgabe der Mutter ist, die Kinder durchzuhauen. Es ist die Pflicht des Vaters. Und außerdem macht das viel mehr Eindruck auf sie.“

„Das kann ich nie denken“, sagte Mrs. Bendall matt.

„Ich bin sicher, meine zwei kleinen Jüngens“ — Mrs. Spears lächelte Mrs. Bendall freundlich aufmunternd an — „würden sich genau so aufführen wie Dicky, wenn sie sich trauen würden. So wie es ist freilich...“

„Oh, Ihre Bubens sind richtige kleine Musterknaben!“ rief Mrs. Bendall.

Das waren sie. Stillere, wohlgezogenere Kinder in der Gegenwart von Erwachsenen konnte man nicht finden. Tatsächlich machten Besucher bei Mrs. Spears oft die Bemerkung, man hätte nie gemerkt, daß ein Kind im Hause sei. Das war auch meist nicht der Fall. In der Diele hing unter einem großen Bild eine alte, nachgebunkelte Reitharre, die Mrs. Spears Vater gehört hatte. Und aus irgend einem Grunde zogen es die Bubens vor, außer deren Reichweite zu spielen, hinter der Hundehütte, oder im Schuppen, oder bei den Mülltonnen.

„Es ist ein so großer Fehler“, seufzte Mrs. Spears, während sie ihre Handarbeit zusammenlegte, „schwach mit Kindern zu sein, so lange sie klein sind. Es ist so unrecht gegen das Kind. Daran muß man immer denken. So schien mir Dicks über die Stränge/schlagen heute nachmittag, als habe er es mit Absicht getan. Es war die Art des Kindes, Ihnen zu zeigen, daß es Prügel brauchte.“

„Glauben Sie wirklich?“ Mrs. Wendall war ein schwaches kleines Pärchen und das beeindruckte sie sehr.

„Doch ja; ich bin dessen sicher. Und ein scharfer Denkfessel dann und wann“, rief Mrs. Spence in einer ganz sachlichen Art, „von Vater vererbt, wird Ihnen so viel länger in der Zukunft ersparen! Glauben Sie mir das, meine Liebe.“ Sie legte ihre kalte, trockene Hand auf die Mrs. Wendalls.

„Ich werde mit Eduard sprechen, sobald er heimkommt“, sagte Dicks Mutter entschlossen.

Die Kinder waren zu Bett gegangen, als die Gartentüre ins Schloss schlug und Dicks Vater mit seinem Fahrrad die steile, geschlossene Treppe heraufgeklappt kam. Es war ein böser Tag im Büro gewesen. Er war erstickt, verstaubt, erschöpft. Aber inzwischen hatte sich Mrs. Wendall für den neuen Plan begeistert. Sie selbst machte ihn die Türe auf. „Oh, Eduard, ich bin so froh, daß du da bist!“ rief sie.

„Warum, was gibt's?“ Eduard stellte das Fahrrad hin und nahm seinen Hut ab. Eine rotgeschwollene, ängstliche Aber erschien da, wo der Futicamen gedrückt hatte.

„Komm ins Wohnzimmer herein.“ Mrs. Wendall sprach sehr hastig. „Ich kann die einfach nicht sagen, wie ungezogen Dicks heute war. Ich habe alles versucht, Eduard, aber nichts will helfen. Das Einzige ist, vollendete sie atemlos, „ihn durchzuhauen, daß du ihn durchhau!“

„Wohin sollst du ihn damit anfangen, ihn zu hauen?“ sagte Eduard. „Wie haben das bis jetzt nie getan.“

„Weil, weißt du“, sagte seine Frau, „es das einzig Richtige ist. Ich habe keine Macht über das Kind.“ Ihre Worte flogen von ihren Lippen. Sie hämmerte auf ihn ein, auf seinen ermüdeten Schädel. „Wir können uns kein Kindermädchen leisten. Und seine Ungezogenheit läßt sich gar nicht mit Worten sagen. Du weißt das nicht, Eduard, weißt es nicht, denn du bist den ganzen Tag im Büro.“

Eduard sank in seinen Stuhl. „Womit soll ich ihn schlagen?“ sagte er schwach.

„Mit deinem Pantoffel natürlich“, sagte seine Frau, die niederkniete, um ihn seine staubigen Schuhe aufzuschnüren. „Oh, Eduard“, jammerte sie, „du hast noch deine Radfahlfaltnissen an, — im Wohnzimmer! Nein, wirklich...“

„Nun, genug!“ Eduard stieg sie fast weg. Er stieg die Treppe hinauf. Und jetzt wollte er Dicks schlagen. Jawohl, verflucht nochmal, er wollte etwas prügeln!

Er stieß die Türe von Dicks Kämmerchen auf. Dicks stand in seinem Nachthemden mitten im Zimmer. „Nun, Dicks, du weißt, warum ich gekommen bin“, sagte Eduard. Dicks machte keine Entgegnung. „Ich bin gekommen, um dir eine Tracht Prügel zu verabreichen.“ Keine Antwort. „Mach keine Umstände“, sagte Eduard und damit verabschiedete er Dicks mit seinem Pantoffel drei harte Streiche. „Da, das wird dich lehren, dich anständig gegen deine Mutter zu betragen.“

Dicks stand da und ließ seinen Kopf hängen.

„Geh dich und mach dich in dein Bett“, sagt sein Vater.

Noch immer rührte Dicks sich nicht. Aber eine bebende Stimme sagte:

„Ich habe meine Zähne noch nicht geputzt, Pappi.“

„Was ist los?“

Dicks schaute auf. Seine Lippen flatterten, aber seine Augen blieben trocken. Er gab keinen Laut von sich und verzog keine Zähne. Er schluckte nur und sagte würgend: „Ich habe meine Zähne nicht geputzt, Pappi.“

Aber beim Anblick dieses kleinen Gesichts wandte Eduard sich weg und nicht wissend, was er tat, stolperte er die Treppe hinunter und hinaus in den Garten. Guter Gott! Was hatte er getan? Dicks geschlagen — seinen kleinen Puppenmann mit einem Pantoffel geschlagen — und wezweigen das, zum Teufel? Er wußte es nicht einmal. Pöblich war er ins Zimmer gestürzt — und da stand der kleine Keel in seinem Nachthemd. Und weinte nicht einmal. Nicht eine Träne. Wenn er nur geweint hätte oder zornig geworden wäre. Aber dieses: „Pappi!“ Und wieder hörte er das würgende Geflüster. So zu verzeihen, ohne ein Wort! Aber er selbst würde sich nie verzeihen — nie! Feigling! Rohling! Und plötzlich erinnerte er sich, wie Dicks einmal von seinem Knie heruntergefallen war und sich das Handgelenk verstaubt hatte, als sie mit einander spielten. Auch damals hatte er nicht geweint. Und das war der kleine Held, den er soeben geschlagen hatte.

Tugend etwas mußte getan werden, dachte Eduard. Er ging zurück zum

Haus, die Treppe hinauf in Dicks Zimmer. Im Halblicht hob sich Dicks dunkler Kopf, mit dem waagrecht geschnittenen Stirnhaar, deutlich von dem fahlen Kissen ab. Er lag ganz still, und selbst jetzt weinte er nicht. Eduard machte die Türe zu und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Was er tun wollte, war an Dicks Bett niederzinken und selbst weinen und um Verzeihung bitten. Aber natürlich, so etwas kann man nicht tun.

„Schläfst du noch nicht, Dicks?“ sagte er ebenhin.

„Nein, Pappi.“

Eduard kam und setzte sich auf das Bett seines Sohnes, und Dicks sah ihn durch seine langen Wimpern hindurch an.

„Kehst's irgendwo, kleiner Mann?“ fragte Eduard, fast flüsternd.

„Nein-o, Pappi“, kam es von Dicks.

Eduard streckte seine Hand vor und ergriff sorglich Dicks heiße kleine Hand.

„Du... du mußt nicht daran denken, was eben gewesen ist, kleiner Mann“, sagte er heiser. „Verstanden? Das ist jetzt alles vorbei. Ist vergessen. Das wird nie wieder vorkommen. Verstanden?“

„Ja, Pappi.“ Dicks lag still wie zuvor. Das war schrecklich. Dicks Vater sprach auf und ging zum Fenster hinüber. Es war noch nicht völlig dunkel im Garten. Das Mädchen war hinausgelaufen und holte weiße Wäsche von den Büschen herunter und bündelte sie über ihrem Arm. Aber in dem gegenlosen Himmel glänzte der Abendstern und ein großer Ahornbaum, schwarz gegen den fahlen Schimmer, bewegte leise seine gefingerten Blätter. All das sah er, während er in seiner Hofschaft nach seinen losen Geld tastete. Er holte es hervor, wählte ein neues Zigarettenstück und ging zu Dicks.

„Da hast du was, kleiner Mann. Kauf dir was“, sagte Eduard leise und legte das Zigarettenstück auf Dicks Kissen.

Aber konnte selbst das — konnte selbst ein ganzes Zigarettenstück — vergessen machen, was gewesen war?

(Berichtigte Übertragung von Hans B. Wagenfeld.)



Portrait

H. Kistler

Polizei-Inspektor Scheible

EINE GESCHICHTE

von Karl Ude

Brinkmanns, Herr und Frau Brinkmann, Besitzer eines gutgehenden kleinen Modelafons der Innenstadt, bewohnten in einem vornehm abgelegenen Hause die geräumige erste Etage. Die begüterte Beschaulichkeit des ganzen Stadtteils brachte es mit sich, daß viele alle anderen Anwohner auch Brinkmanns immer wieder von Bettlerbesuchen und Hausierangeboten heimgesucht wurden. Kaum eine Stunde verging, ohne daß laut oder jaghaft die Glocke gezogen wurde und irgendeine heftige Stimme vor der Tür um ein Almosen flehte oder Postkarten und Schnitzfächer feilbot. Brinkmann erbot sich nicht nur über diese hartnäckigen Eindringlinge, sondern er machte sich auch eifrigste Sorge um das Gelingen der Wohnung, wenn er sie dennachst während der Urlaubsreise sich selbst überlassen mußte. Er war schon im Begriff, auf die ersten Weihnachtswochen zu verzichten und seine Frau wieder einmal allein fahren zu lassen, da kam ihm ein Gedanke, von dem er sich ohne besonderen Kostenaufwand Rettung versprach; er besetzte an die Wohnungstür neben sein eigenes Namensschild eine Visitenkarte mit der deutlich lesbaren Aufschrift:

Joseph Scheible, Polizei-Inspektor.

Und wahrhaftig, dieses kleine Schildchen wirkte Wunder! Von Stund an hielt die Furcht, ungewollt den unerwünschten Polizisten heranzulocken, auch den verwegensten Streicher davor zurück, an der Brinkmannschen Wohnung zu läuten. Brinkmanns waren ob dieser Feststellung höchst erfreut und fanden, als die Wirkung des Schildchens tagelang anhielt, bald den Mut, ihre Wohnung für einige Wochen dem also bevorrathenen Herrn Inspektor Scheible anzuvertrauen; nicht ohne vorher allerdings den im Souterrain wohnenden Hausmeister auszufordern, des öfteren nach der Wohnung zu sehen, denn sie sei in der Tat verlassen, da der gewöhnliche Untermieter Scheible nur eine Art Vogelstunde oder besser noch: Bettlerstunde sei, in Wahrheit also ganz nicht existiere.

Der Hausmeister hatte, kopfschüttelnd davon Kenntnis nehmend, das Verwünschte versprochen und Brinkmanns waren leichten Herzens abgefahren, um sich in einer milden ferneren Echolung zu gönnen.

Kaum, daß sie vierundzwanzig Stunden aus dem Hause waren, erschien ein Mann beim Hausmeister und gab einen Brief für den in der ersten Etage wohnenden Scheible ab. Der Hausmeister sah den Mann verlegen an, nahm den Brief für den Polizisten mit einer nur unsicheren und spendablen Gebärde an sich.

„Ich komme morgen wieder, um die Antwort des Herrn Inspektors abzuholen!“ sagte der Mann noch und ging.

Der Hausmeister drehte den geheimnisvollen Brief zwischen den Fingern und wußte nicht, was zu tun sei; schließlich stieg er verwirrt zum ersten Stock hinauf und läutete nach Herrn Scheible, aber niemand rührte sich hinter der Tür.

Als der fremde Mann am nächsten Tage nach der Antwort des Inspektors fragte, flammelte der Hausmeister, um die Wahrheit nicht zu verraten, eine kleine Notlüge: Der Inspektor habe sich geweigert, den Brief an sich zu nehmen, und wenn einer etwas von ihm wolle, möge er ihn in seinem Büro aufsuchen. Der fremde Mann erregte sich ob dieser Vorfals und jagte, nun werde er draußen warten und aufpassen, wann der Inspektor nach Hause komme; er kenne ihn sehr genau und wisse auch, wann jener seine Wohnung betrete. Er ging und der Hausmeister blieb abermals in ratloser Verwirrung zurück.

Am nächsten Morgen, als er, wie mit Herrn Brinkmann ausgemacht, die Wohnungstür überprüfen wollte, wurde diese plötzlich geöffnet und ein gutaussehender Herr trat heraus. Der Hausmeister erschrak, obwohl ihm schien, wenn auch nicht den Herrn, so doch den Anzug irgendeiner schon gesehen zu haben, und machte aus diesem Erschrecken keinen Hehl.

Der andere sah ihn gelassen an und fragte:

„Wollten Sie zu mir? Scheible ist ein Name!“

„Nein... ja... ich wollte nur... Herr Brinkmann hatte mich beauftragt!“

Dein Opfer bringt Weihnachtsfreude



Dank an Eure Spende für das W. H. H.

... etwas mit auf die Wohnung acht zu geben, nicht wahr! Ja, ich weiß, er ist sehr ängstlich. Er hat mir daselbe auch aufgetragen...“

„Jenen?“

„Ja, nie! Als er fortfuhr. Ich wohne doch schon an die drei Wochen hier bei Brinkmanns und gehe jeden Tag mehrmals an Ihnen vorbei!“

„Sie? Aber Herr Brinkmann hat mir doch gesagt, Sie gäbe es gar nicht!“

„Aber Mann! Das sehen Sie doch! Vielleicht hat er Ihnen nicht gesagt, weil er verschweigen wollte, daß er ein möbliertes Zimmer vermietet.“

„Ach, so ist das!... Sie meinen... Ach ja!“

Der Hausmeister beruhigte sich und begann verschämt zu lächeln.

„Wenn das so ist! Dann entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie belästigt habe, Herr Polizei-Inspektor!“

Kopfschüttelnd stieg er die Treppe hinauf, ehe fürchtig Herrn Scheible an sich vorüber lassend.

Ein paar Tage später sah er wieder jenen Mann, der den Brief abgegeben hatte, ins Haus kommen; er grüßte ihn freundlich, nicht ohne im Inneren auf Herrn Brinkmann zu schimpfen, der ihn so an der Nase herumgeführt hatte.

Als Brinkmanns nach vierzehn Tagen eine Karte aus der Sommerfrische schickten und nach ihrer Wohnung fragten, antwortete der Hausmeister eine Woche später, daß selbstverständlich alles in bester Ordnung sei und daß sie völlig beruhigt sein könnten, zumal doch auch noch der Herr Polizei-Inspektor, den sie ihm allerdings vermeintlich hätten, in der Wohnung sei und sie allein schon kraft seiner beruflichen Tätigkeit vor allem Mißgeschick bewahren.

Hierauf erhielt der Hausmeister nach zwei Tagen schon eine neue Karte von Brinkmanns mit dem nächsten Vorwurf, er solle sich gefälligst nicht solche Späße mit seinen Mietern erlauben und für den Fall, daß wirklich irgend etwas zu Bedenken Anlaß gebe, sofort die Polizei benachrichtigen. Im übrigen aber würden sie hoffen, daß es sich um nichts mehr als um einen schlechten Scherz des Hausmeisters handele.

Der Hausmeister war ob dieser Karte, da er sich keines Scherzes bewußt war, nicht wenig verärgert und er entschloß sich, damit die letzte Verantwortung nicht an ihm hängen bliebe, der Polizei von der Angelegenheit Kenntnis zu geben. Er stieg also die Treppe zu Brinkmanns Wohnung hinauf, läutete und bat den

Dujardin Jubiläumsbrand

WEINBRENNEREI DUJARDIN & CO. G.M.B.H.

Ladenverkaufspreis: RM 4.- die 1/4 FL, RM 2.25 die 1/2 FL.

VORM. GEBR. MELCHER * UERDINGEN A. RHEIN

Herrn Polizei-Inspektor, der selber die Tür öffnete, um eine kurze dienstliche Unterredung. Häufig und entrüstet erzählte er dann von der Ängst und dem Misstrauen, das Brinkmanns auf ihrer letzten Karte geäußert hätten. Insp. Scheible zog seine Etui in Falten und sagte, die Sache, wie Brinkmann sie darstellte, käme auch ihm verdächtig vor und er wolle die Angelegenheit weiter verfolgen. Einzuweisen aber solle er, der Hausmeister, sich Brinkmanns gegenüber in Schweigen hüllen.

Der Hausmeister tat, was ihm amtlich geraten worden; was zur Folge hatte, daß Brinkmanns vier Tage später mit Sach und Pack vor dem Hause vorkamen und den an der Tür stehenden Hausmeister mit einer glühend roten Nase überfielen.

„Bitte, meine Herrschaften!“ entzog sich dieser allen Vorwürfen. „Bitte, wenden Sie sich an den Herrn Polizei-Inspektor persönlich, denn ich die Sache übergeben habe!“ und er wies mit überlegen herausfordernder Geste zur Treppe. „Herr Polizei-Inspektor Scheible wohnt im ersten Stock, bitte schön!“

Brinkmanns stiegen ätzend die Stufen hinauf, stützten an die Tür mit dem kleinen Schildchen des Untermeisters, das Brinkmann mit eigener Hand geschrieben und angeheftet hatte, und betasteten atemlos das Schild: Wahrscheinlich, als vor unerwarteter, die Tür geschlossen und das weiße Schildchen... Ha! Was war das? Unter dem Namen stand, von fremder Hand geschrieben:

„Zur Zeit auf einer Dienstreise!“

Brinkmanns blickten einander offenen Mundes

an, wühlten den Schlüssel aus ihren vollen Taschen und öffneten die Wohnungstür. Ein farbiges Durchleuchten gähnte ihnen entgegen; Schränke, Schabfächer waren durchstöbert und zeigten beachtliche Lücken; die Teppiche grau verstaubt, ungepült standen Berge von gebrauchten Geschirr umher, auf dem Schreibtisch aber, durch den Brieföffner sorgsam beiseite, lag ein von fremder Hand gefasstes Schreiben, das als einziges von der mittlerweile angekommenen Post ohne Vermittlung des Briefträgers seinen Bestimmungsort erreicht hatte.

„Ehre jegliche Herrschaften!“ hieß es da. „Demnächst! Da werden Sie aber Augen machen, wenn Sie hören, daß der Herr Insp. Scheible die letzten Wochen Ihre anerkannt wertvolle begehrt Wohnung benutzt hat! Und Sie werden sich aus Köpfen fassen und fragen, wo der denn so mit einmal hergekommen ist! Ja, da will ich Ihnen mal 'ne Erläuterung aussprechen: Wie ich kurz vor Ihrer Abreise noch mal bei Ihnen vorbeisprechen will, von wegen so 'ner kleinen Unterstützung und so, was meinen Sie, was mir da auffällt! Das in Ihrer ach, so stillen Heim 'nen Untermeister eingezogen sein soll! Und wie ich mir jetzt das Schildchen an Ihrer Tür genauer ansehe, da seh ich, daß ich ja 'ne Visitenkarte mit Ihrem eigenen Namen; auf der Rückseite, versteht sich! Na, daß ich da nicht mehr an die Eigenschaften von dem Polypen jelaubt habe, werden Sie mir nicht übel nehmen! Noch zwei Tage Beobachtung und ich war mir klar! Das hätte ich danken wir dem Hausmeister. Aber seien Sie ihm nicht böse, er hat

bloß seine Pflicht getan! Und was jetzt uns anjetzt, meinen Kollegen und mich, da machen Sie sich man keine Sorgen! Wir haben uns erlaubt, für alle Fälle ein paar überflüssige Zeilen für Ihre Wohnung mitzugeben, bevor wir 'ne neue Dienststelle antreten! Also nichts für unja! Herzlich Willkommen im eigenen Heim und schönen Dank auch für die freundliche und nach langen Entbehrungen verdammend wohlthuende Aufnahme, die Sie mir und meinen Kollegen während Ihrer Sommerfrische durch Ihren schäuen und gelungenen Einfall möglich gemacht haben!

Es hält sich bestens empfohlen

Geb. Scheible
Polizei-Inspektor a. D.

Wurst wider Wurst

„Unverschämte sind die Menschen heutzutage, du machst die keine Vorstellung“, klagt Frau Fellgiebel entrüstet. „Hat mich doch der Schaffner in der Elektrischen dauernd so angesehen, als wäre ich ihm was schuldig.“

„Und du?“ meint Frau Hirschenp. „Ich habe ihn so angesehen, als hätte ich bezahlt.“

Männer unter sich

„Was ist denn eigentlich ein ‚Bisamist‘?“ fragt Dollbrögen am Stammtisch.

„Ein Mann, der eine Frau zu viel hat“, erklärt Valentkamp.

„Ja, find wir denn alle hier Bisamisten?“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunststucke

1/2jähr. RM. 3.—, jähr. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karistraße Nr. 44
Tel. 59 61 60



FÜR JEDEN FOTO-AMATEUR:



Deine Kamera geht Geld verdienen

mit 100 Adressen für den Bilderverkauf RM 0.75

Fotos mit Nitraphot und Vacublitz

Das erste Spezialwerk zu diesen so wichtigen und bekannten Osram-Kunstlichtquellen. Neuartig aufgemacht und in einzigartiger Qualität gedruckt RM 1.60

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Kleinbahn

Langsam schlängelt sich der Zug durch das Land. Ein Reisender im Abteil fragt seinen Nachbarn:

„Können Sie mir sagen, wieviel Uhr es ist?“

Der antwortet: „Was man hier braucht, ist keine Uhr, sondern ein Kalender!“

Belehrung

„Nicht wahr, ein Defraudant ist ein Dieb?“

„Nein — das ist schon etwas Besseres!“

Widerspruch

„Das Durcheinander an Warenausgabe macht mich wahrhaftig ganz kopflos“, klagt Frau Pfefferwitt.

„Dann hast du dir also wohl drei Hüte gekauft?“ meint der Gatte spitz.

Fertig

„Nun, ist die Villa, die sich Dostar bauen lassen wollte, schon fertig?“

„Die Villa noch nicht, aber — Dostar!“



Vielversprechendes

„Welche Gschinischiff wünschen Sie nun für Ihren Mann?“ fragt Etimmehs Vorsteherin.

„Ruhe sanft in Frieden, bis wir uns wieder sehen“, erklärt Witwe Büschentkamp ohne Zögern.

Hoffungsstrahl

„Jede Dame aus dem Publikum verschwindet spurlos, sobald sie sich in diese Zelle einschließen läßt“, verkündet Haubeckfünftler Quischtel.

„Wie war's denn, Anna?“ fragt Sonnenstöpfer ermunternd.

Vorsorglich

Der Kaghortebauer ist sterbenskrank und gibt seine letzten Wünsche bekannt. „Drei Kirchenlieder sollen bei meinem Begräbnis gesungen werden.“

„Welche wollst du denn hören?“ fragt die Bäuerin und wippt sich die Augen.

Er kennt seinen Pappenheimer

„Nun schreibt also jeder von euch auf, was er sich zu Weihnachten wünscht“, sagt Lehrer Quischtel.

Eifrig kritzeln die Finger der Kleinen über das Papier.

Ab und zu sieht der Lehrer über die Schultern von dem und jenem und fragt plötzlich erstaunt: „Zwei Autos, zwei Eisenbahnen und zwei Kameras. Warum denn gleich zwei?“

„Papa spielt mit“, entgegnete Fritz Dollbrägen.

Praktisch

„Und welches Geschenk hat dir am meisten Spaß gemacht?“ fragt Lehrer Laubensperferch.

„Meine Trompete“, erklärt Fritz Unband.

„So gern machst du Musik?“

„Doch nee, aber Papa gibt mir immer gleich 10 Pfennige, damit ich aufhöre.“

Der Sonntagsjäger

„Was machst du denn morgen, Sonntag?“

„Da gehe ich jagen!“

„Recht hast du, man muß leben und... leben lassen!“

Ah so

„Mein Arzt gibt mir nur mehr zwei Monate!“

„Um Gottes willen —, so krank bist du?“

„Nein — für die Honorarzählung!“

Der Grund

„Sie sehen schlecht aus —, was fehlt Ihnen denn?“

„Mir nichts, nur meine Frau muß Diät halten!“

Ursache und Wirkung

„Warum die Männer so viel lügen?“

„Weil Frauen so viel fragen!“

Der Druckfehler

„Und als die Familie gegessen hatte, begann die Hausfrau, den Tisch abzulecken.“

Maçon

Idyll

Julius Maçon



BÜCHER

E. Scott: „Die Stuarts“. (Verlag Georg D. W. Callwey, München 1936.)

Mit Burckhardts „Richelieu“ und Giardinis „Don Carlos“ hatte der Callwey-Verlag eine wertvolle Folge geschichtlicher Monographien eröffnet. Der Vorzug dieser Werke, die tiefergründige wissenschaftliche Durchdringung und formvollendete Behandlung des historischen Stoffes muß auch dem jüngst erschienenen Buch der Reihe wieder in vollem Maß zuerkannt werden. Denn auch in diesem Werk „Die Stuarts“ verbindet sich das Stoffliche mit dem Vortrag in glücklichster Weise zu groß gesehener Form. — Von dunklem Verhängnis schon früh gezeichnet taucht das schottische Königsgeschlecht aus der Vergangenheit auf, trägt sein Schicksal zwischen Glanz und Dürstigkeit durch die Jahrhunderte und bestätigt es nochmals in seinen fernsten Nachkommen. Ungewöhnliche, einmalig und nur ihrem eigenen Blut unentrinnbar verhaftet sind diese königlichen Menschen, maßlos im Guten, wie im Schlechten, stehen sie scheinhell im Helldunkel ihres rätselhaften Wesens und überstrahlen doch mit der geheimnisvollen Leuchtkraft ihrer starken, kühlen Herzen die Jahrhunderte. In Abenteuer verstrickt, zu ewigem Kampf verdammt und von Leidenschaft durchbohrt, verrinnt ihr Leben, hinterläßt die breite Spur eigenen und fremden Blutes. — Eva Scott hat diesen schwer faßbaren, zerfließenden Gestalten Körperlichkeit zu geben gewußt, und sie tat es nicht mit hart umtreibendem Stilt, sondern mit breiter Pinselführung, die den Reiz des Stofflichen nicht zerstört und in kalter Sachlichkeit seiner letzten Rätsel entlocken will. Es mag nur einen Vorzug bedeuten, daß sich hier eine Frau für die Bearbeitung eines geschichtlichen Stoffes entschied, der leichter durch die Einfühlung und Eingebung des Herzens, als von kühler, „distanzierter“ Betrachtungsweise erschlossen wird.

A. Wisbeck

Franz v. Kobell: „Wildanger: Ein Buch von Rotwild, Gamsen, Bären, Murmeltiern, Hähnen und anderen jagdbaren Tieren.“ (München 1936, Gesellschaft alpiner Bücherfreunde.)

Wenn es an nobelbrauenden Herbsttagen versagt ist, auf die Jagd zu gehen, und dort draußen an solchen Tagen und Wochen die Natur und Kreatur in fast mythischer Urweltstimmung zu erleben, der greife in abendlichen Stunden zu Franz v. Kobells „Wildanger“. Die historische Umrahmung, die mit wohlthuender Sachlichkeit Bilder von fast miniaturartiger Schönheit erstehen läßt, weitet den Horizont und läßt Perspektiven sichtbar werden, die den nach Jagdabenteuern neugierigen Leser im Banne halten.

Wenn aber der gelehrte Kobell seinem Gelehrtengeiz gewinnig getan hat, dann weiß der naturbegeisterte Mensch Kobell farbige

Ladenpreis :

RM. 4.⁵⁰

1/2 RM. 2.75



Bilder zu zeichnen von der Landschaft und jenen köstlichen und kostbaren Tieren, die an festlichen Tagen unsere Tafeln zieren. Keins der Tiere ist vergessen, die dem Nichtjäger fast wie Fabeltiere vorkommen, die aber den leidenschaftlichen Jäger der Diana hinauslocken in die tiefsten Wälder, in die verschwiegensten Gebirgswinkel, auf die steilsten Höhen und ihn auf seinen Pirschgängen zu jenen überraschenden Beobachtungen und fast seelischer Freundschaft mit dem gehetzten Wild führt, die ihm immer wieder eine Quelle unerschöpflicher Freude sind. Das versteht der Mensch Kobell mit psychologischem Spürsinn und lebendiger Sprache darzustellen, von fast französischer Schlichtheit bis zur hochgestimmten dichterischen Gestaltungsfähigkeit.

Und wenn dann der Jäger Kobell zu seinem Rechte kommt, dann wird die kontemplative Natur von dramatischer Kraft abgelöst, die sich in Begeisterung für das Grandiose alles echten Jagertums steigert. Kühn wie ein Urveltmensch zieht der Jäger hinaus in seine Jagdgründe und steht auf in Aug' dem Wild gegenüber. Und wenn sie einmal erwacht ist, die hohe Leidenschaft für weitzerehtes Leben, bleibt sie Lebensbedürfnis und Lebensnotwendigkeit, die wieder in hundert von lustigen Sprüchen und übermäßigen Versen ausklingt, die sich in ehrwürdigen Bräuchen offenbart und in stolzen Vereinen bewahrt.

Die Neuauflage des vor über dreiviertelhundert Jahren erschienenen Buches hat die Gesellschaft alpiner Bücherfreunde besorgt. Sie hat dem Buch ein sachlich braunes solides Gewand gegeben, noch mehr Liebe für die Innenausstattung im Druck verwendet, in reichen Illustrationen aber durch Wiedergabe von Bildern, Stichen, Zeichnungen und Photos sich verschwenderisch gezeigt.

So verdient diese Neuauflage der alpinen Bücheressenschaft volle Anerkennung und Verbreitung, vor allem in jenen Kreisen, die der Jagd nahe stehen, dann bei allen alpinen Freunden und nicht zuletzt unter den Laien, die gerade durch die Fülle des Wissenswerten und menschlich Erlebbaren außerordentlich angesprochen werden.

Prof. Dr. C. Zimmermann.

Wir besuchen das Handwerk

Das Handwerk ist zeitgebunden. Gerade deshalb wollen wir die Kamera nehmen und festhalten, was es noch irgend festzuhalten gibt. Denn die Neuzeit brachte hier verschiedenste Änderungen, ließ neue Handwerksberufe entstehen, denen andere weichen mußten. So wird es wichtig, daß wir das Vorhandene im Bilde darstellen, um es für spätere Zeiten zu bewahren.

Die Fotografie will uns ja neben allen ihren anderen Aufgaben Zeitdokumente schaffen, die späteren Generationen einen Rückblick ermöglichen. Wenn wir das nicht beachten, so wird man uns später berechnete Vorwürfe machen müssen. Denn wir haben ja heute die Möglichkeiten, ein vielseitiges und getreues Abbild unseres gesamten Lebens zu geben, was es in jeder Hinsicht auszunutzen gilt.

Wir wollen nicht sagen, daß ein Schneider oder Schuster nicht „modern“ sei, weil man von der Stange kauft. Denn auch diese Schaffenden finden heute noch ihr Brot und stellen im wesentlichen Wertarbeit her, die sich gegenüber allem anderen nicht nur rentiert, sondern die auch ihre Vorteile hat. Doch das sind Fragen, die ja nur mittelbar etwas mit der Fotografie zu tun haben.

Festzuhalten bleibt: Daß alle diese Handwerker da sind, daß wir sie brauchen und daß sie in unsere Zeit gehören. Und soll unsere Fotoserie vollständig sein, so werden auch von ihnen Aufnahmen erforderlich.

Daß solche Bilder relativ wenig gemacht werden, hängt zweifellos mit einer gewissen Scheu zusammen. Ich kann doch nicht einfach in eine Werkstatt gehen, dort Kamera und Kunstlicht aufstellen, ein paar passende Worte sagen und den Mann von der Arbeit abhalten — das sind die ersten hemmenden Gedanken, die man aber überwinden muß. Es gibt gerade unter diesen Handwerkern Leute, die in ihrem Leben noch nicht ein einziges Mal fotografiert wurden und die sich freuen, daß man auch an sie denkt. Ein paar Worte, daß wir den Handwerker bei seinem Schaffen aufnehmen wollen, genügen meist, um das nötige Verständnis zu finden und jede gestellte Pose zu vermeiden. Nur zum Schluß darf nicht vergessen werden, daß wir dem Meister, Gesellen oder Lehrlingen wenigstens ein Foto verleihen. Das kostet uns nur kleine Mühe und bedeutet für den Fotografierten doch so viel.

Wenn wir es richtig anstellen, so brauchen wir den schaffenden Menschen so gut wie gar nicht in Anspruch zu nehmen. Und das wird auch der beste Weg sein, um Echtheit in die Bilder zu bringen. Da nehmen wir ein paar Vacublitz mit, die am besten mit dem Kameraverschluss gekuppelt werden; weiter kann eine Nitraphotlampe gute Dienste leisten und ein Blendschirm (vielleicht schon weißer Glanzkarton) zum Aufhellen bei einseitiger



Beleuchtung wichtig werden. Wenn wir mit dieser Ausrüstung in die Werkstatt einziehen, so wird nicht gleich drauflosgeknipst, sondern zunächst beobachtet. Wir werden uns für typische Arbeiten interessieren müssen, die Handgriffe studieren und nach einiger Kenntnis mit der eigentlichen Aufnahme beginnen. Dabei wollen wir den Handwerker möglichst wenig beeinflussen, wir richten uns nach ihm und bekommen so die besten Bilder. Höchstens bei längeren Belichtungszeiten wird es erforderlich sein, daß wir einen Moment in der Bewegung innehalten lassen. Das läßt sich meist sehr schnell ein-exerzieren, wenn wir begrifflich gemacht haben, daß es uns nicht auf schöne und dekorative Gesichter ankommt, sondern daß wir alles ganz natürlich haben möchten. So, wie es eben ist.

Viel hängt von der Beleuchtung ab. Denn im Arbeitsraum ist sie oft schlecht, so daß wir mit Kunstlicht nachhelfen müssen. Meist hängen, liegen und stehen im Arbeitsraum auch so vielerlei Dinge herum, das eine verwirrende Buntheit entstehen kann, wenn wir das alles mit auf unseren Film bekommen. Wir helfen dem ab, daß wir im wesentlichen nur den Menschen scharf abbilden, also mit großer Blende fotografieren, dann aber auch die Beleuchtung nur auf den Darzustellenden richten. Dann liegt das andere im Schatten und wird nur angedeutet hervortreten, was gerade richtig ist.

Auch mit Einzelheiten, mit Nahaufnahmen wollen wir uns befassen. Einmal nur ein paar schaffende Hände abbilden oder ein

Porträt mit seinem vielseitigen Ausdruck geben. Auch Stillleben lassen sich aufnehmen. Kurz, es erwartet uns eine ungeahnte Vielseitigkeit, und indem wir mit Freude vorgehen, erzielen wir nicht nur schöne Bilder, sondern noch weit mehr: Ein getreues Dokument unserer Zeit von bleibendem Wert.

gi-4

